

unerschrocken geistlichen Beistand leisteten. Das Aufblühen des Bruderschaftswesens im Laufe des 15. Jahrhunderts kam den Mendikanten ebenfalls zugute.

Dem Verfasser war es möglich, die Stifter nach sozialen Gruppen und ihren Präferenzen für die einzelnen Konvente aufzuschlüsseln. So zeigt sich, daß der Stadtadel bis 1400 die Dominikaner und Franziskaner bevorzugte. Mit seinem Rückzug aus der Stadt blieben auch die Schenkungen aus. Die zünftigen Bürger ließen Schenkungen in erster Linie den Augustiner-Eremiten zukommen. Beginnen und Nonnen stifteten vorwiegend bei den Franziskanern. Bei den Augustiner-Eremiten dominierten von Anfang an die Schenkungen der mittleren und unteren Bevölkerungsschichten. Dies war nicht zuletzt eine Folge der strikteren Einhaltung des Armutsgebots. Da der Orden erst spät Jahrzeitstiftungen akzeptierte, blieb er für die ökonomische Oberschicht uninteressant.

Das starke Interesse der Gläubigen an Zuwendungen in Form von festen Einkünften zur Begehung von Jahrtagen und Messen brachte im übrigen alle in der Stadt vertretenen Konvente schon bald in Konflikt mit dem Armutsgebot der Bettelorden. Der Verfasser stellt die Entwicklung zur Lösung dieses Problems sehr ausführlich dar. Da ein absoluter Verzicht auf Besitz in der Praxis nicht durchführbar war, suchte man durch »personae interpositae« die Brüder von der Vermögensverwaltung und dem direkten Umgang mit Vermögenswerten und wirtschaftlichen Aktivitäten freizustellen. Besonders interessant erscheint hierbei die Rolle der Frauenklöster als Besitzverwalterinnen für die Brüder. Für die Franziskaner trat die dem Dritten Orden vorstehende Regelmeisterin als »procuratrix« in wirtschaftlichen Angelegenheiten auf. Die Beginnenverfolgungen zu Beginn des 15. Jahrhunderts richteten sich deshalb nicht zuletzt auch gegen die Funktion der frommen Frauen als Besitzverwalterinnen der Minoriten.

Es ließen sich zahlreiche weitere Ergebnisse dieser Arbeit anführen, die nicht nur für die Geschichte der Stadt Basel und ihrer geistlichen Institutionen neue Erkenntnisse bringen, sondern auch für die Frömmigkeitsgeschichte insgesamt als exemplarisch zu gelten haben. Insofern ist dem Buch, das noch durch einen ausführlichen Anhang mit graphischen und tabellarischen Darstellungen des Quellenmaterials ergänzt wird, eine breite Beachtung zu wünschen.

*Ingrid Batori*

MARTINA WEHRLI-JOHNS: Geschichte des Zürcher Predigerkonvents (1230–1524). Mendikantentum zwischen Kirche, Adel und Stadt. Zürich: Rohr 1980. 270 S. Brosch. sFr 38,-.

Die Geschichtsschreibung fällt bis in die neueste Zeit hinein ein auffallend negatives Urteil über den Zürcher Predigerkonvent. Selbst die ordenseigenen Historiker zählten diese Niederlassung zu den bedeutungsloseren.

Martina Wehrli-Johns versuchte mit ihrer bei Hans Conrad Peyer an der Universität Zürich entstandenen Klostermonographie, eine möglichst umfassende Geschichte des Zürcher Dominikanerklosters zu schreiben. Mit der ausführlichen Darstellung über die Ansiedlung, die Entwicklung des Konvents anhand der Baugeschichte, die soziale Herkunft der ersten Brüdergenerationen und ihren engen Beziehungen zur aristokratisch-feudalen Oberschicht von Stadt und Land, setzte die Verfasserin einen zeitlichen Schwerpunkt, der die Frühphase von 1230 bis ungefähr 1350 umfaßt. Die Dominikaner kamen 1230 entgegen den Widerständen des Stadtklerus, der sich dem zunehmenden Unabhängigkeitsstreben der Stadt widersetzte, aber mit deutlicher Unterstützung durch Bürgerschaft und Rat nach Zürich. Für die Verfasserin stellt die Ansiedlung mit Einschränkung denn auch eine »Antwort auf die gescheiterten Bemühungen des Rates dar, den eigenen Klerus der städtischen Autonomie zu unterwerfen« (S. 18). Die bereits an diesem Beispiel aufgezeigte enge Verflechtung von Stadt und Konvent zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch. Der Fragenkomplex Stadt-Bettelordenskonvent stellt neben dem zeitlichen Schwerpunkt den inhaltlichen dieser Untersuchung dar.

Die Erfüllung des zeitspezifischen religiösen Armutsideals und die engen Beziehungen zur Oberschicht trieben den Zürcher Konvent in der Frühzeit zu einer bis dahin unbekanntenen und raschen Blüte mit beachtlicher intellektueller Ausstrahlung. Die Verbindungen zur adligen Oberschicht und die Einvernahme durch momentane Forderungen der Stadt bogen aber ebenso schnell das ursprüngliche Ziel der Dominikaner um und bargen den Kern des später problematischen Verhältnisses des Konvents zur Stadt bereits in sich. Aus den Wanderpredigern wurden Stadtseelsorger. Das kleine Bethaus, das in erster Linie für die Brüder selbst bestimmt war, wurde zu einer Volkskirche ausgebaut. Die Seelsorgetätigkeit beschränkte sich auf Zürich und die umliegenden Kleinstädte. Eine wichtige Funktion kam den Zürcher Dominikanern in

der Frauenseelsorge zu. Sie betreuten neben einer stattlichen Anzahl von Nonnenklöstern, darunter die für die deutsche Mystik so bedeutenden von Töss und Oetenbach, auch die Beginen. Die Verfasserin stellt gerade den Bereich der Beginenfürsorge ausführlich dar und zeigt auf, daß die Dominikaner die Triebkraft zur Großsiedlung und Institutionalisierung der Beginen in unmittelbarer Nähe ihres Konvents waren, indem sie ganze Häusergruppen aufkauften und diese den Beginen zur Verfügung stellten. Damit erfüllten die Prediger nicht nur eine seelsorgerische, sondern auch eine sozialfürsorgliche Aufgabe.

Als im 14. und besonders im 15. Jahrhundert das religiöse Armutsideal verblaßte und an seine Stelle das Ideal der tätigen christlichen Nächstenliebe trat, standen die Dominikaner diesem Wandel tatenlos gegenüber. Es ist bezeichnend, daß sie als einzige neue Aufgabe nach der Zunftrevolution von 1336 nur gerade die Betreuung einiger Bruderschaften übernahmen. Ebenso wenig vermochten sie sich den neuen politischen und wirtschaftlichen Führungsgruppen anzupassen, die im 14. Jahrhundert an die Stelle des alten Stadtadels traten. Niedergang des alten Ideals und mangelnde Anpassung an neue Forderungen versetzten den Konvent in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in eine Krise, von der er sich bis zur Aufhebung 1524 nicht mehr erholte und die das später ablehnende Urteil über ihn begründete. Selbst der Ordensreform des 15. Jahrhunderts verschloß er sich. Hier fiel allerdings auch die negative Haltung des Rates ins Gewicht. Die dabei angeführten Gründe, Scheu vor den Kosten (S. 182), Kirchenherrschaft des Rates (S. 41) befriedigen nicht ganz. Was die Kosten für die Reform anbelangt, dürfen Männerklöster nicht den Frauenklöstern gleichgesetzt werden. Ferner, hätte nicht gerade eine ausgeprägte Kirchenherrschaft dem Zürcher Rat wie anderswo die Mittel zur Reform in die Hände gespielt, wenn er die Reform gesucht hätte? Möglicherweise bestanden zwischen reformunwilligen Brüdern und einzelnen Ratsmitgliedern verwandtschaftliche Beziehungen; beweisen läßt sich diese Vermutung wegen fehlender Quellen allerdings nicht.

Der angeführte Einwand vermindert die Qualität dieser Arbeit keineswegs. Der gut fundierten Klostermonographie ist eine Liste der Prioren, Subprioren und Brüder beigegeben. In der Darstellung des Mendikantentums zwischen Kirche, Adel und Stadt ist das Buch zugleich ein Stück zürcherischer Kirchen- und Stadtgeschichte.

*Franz Egger*

MEINRAD SEHI: Die Bettelorden in der Seelsorgeschichte der Stadt und des Bistums Würzburg bis zum Konzil von Trient (Forschungen zur Fränkischen Kirchen- und Theologiegeschichte). Würzburg: Echter 1981. 508 S. Kart. DM 68,-.

In diesem Buch geht es vornehmlich um die Darstellung kirchenpolitischer Entwicklungen, um die formale kirchenrechtliche Regelung der Mendikantenseelsorge im Widerstreit mit den Rechten des Pfarrklerus. Wer inhaltlichen Aufschluß über die Seelsorge der Bettelorden sucht, der kommt in dieser Arbeit nicht auf seine Kosten. Es handelt sich um die erweiterte Fassung einer Würzburger theologischen Dissertation, in der auf der soliden Grundlage einer umsichtigen Analyse gedruckter und ungedruckter Quellen das Geschehen in Stadt und Bistum Würzburg auf dem Hintergrund gesamtkirchlicher Vorgänge erörtert wird, die durch die Interpretation grundlegender päpstlicher Bullen, die Universalkirche betreffender rechtlicher Regelungen und der Ordensstatuten verdeutlicht werden. Die Arbeit stellt insofern auch einen wertvollen Beitrag zur allgemeinen Kirchengeschichte dar. Im Zentrum der Ausführungen zum regionalen Geschehen steht verständlicherweise die Bischofsstadt Würzburg. Die Bettelordenskonvente in anderen Städten des Bistums werden leider teilweise nur recht gerafft berücksichtigt.

Privilegien der Päpste, deren Politik gegenüber den Bettelorden nicht selten von den Bischöfen fördernd begleitet wurde, führten zwangsläufig zu Konflikten zwischen den privilegierten Mendikanten und der Pfarrgeistlichkeit, die mit guten rechtlichen Gründen auf dem Pfarrprinzip bestand. Die Kompetenzstreitigkeiten betrafen Predigt, Beichte und Bestattung. Bezüglich der Bestattung von Pfarrangehörigen waren handfeste materielle Interessen im Spiel. Eine erste grundlegende Ordnung auf diesen Gebieten brachte das Konzil von Vienne (1311/12). Die Auseinandersetzungen nahmen damit allerdings kein Ende. Erst auf dem Konzil von Trient (1545/63) kam es zur definitiven Lösung der die Gesamtkirche wie das religiöse Leben in der einzelnen Diözese und Stadt belastenden Probleme, indem nun Rechte der Pfarrgeistlichkeit den Bischöfen zugesprochen wurden.

In ihrer Verflechtung mit dieser allgemeinen Entwicklung wird die Geschichte der Mendikantenseelsorge in Würzburg untersucht. In der Bischofsstadt wurden die Konflikte um die Pfarrechte mit großer Heftigkeit ausgetragen. Unter Bischof Hermann von Lobdeburg (1225–1254), der als Konservator der